

Generation »Social Media«

Wie digitale Kommunikation Leben, Beziehungen und Lernen Jugendlicher verändert



inklusive
Download-
Material



© 2019 Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen
ISBN Print: 9783525702789 — ISBN E-Book: 9783647702780

Philippe Wampfler

Generation »Social Media«

Wie digitale Kommunikation Leben, Beziehungen
und Lernen Jugendlicher verändert

Mit 5 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht

I've come up with a set of rules that describe our reactions to technologies:

1. Anything that is in the world when you're born is normal and ordinary and is just a natural part of the way the world works.
 2. Anything that's invented between when you're fifteen and thirty-five is new and exciting and revolutionary and you can probably get a career in it.
 3. Anything invented after you're thirty-five is against the natural order of things.
- Apply this list to movies, rock music, word processors and mobile phones to work out how old you are.

Douglas Adams, How to Stop Worrying and Learn to Love the Internet (1999)

Der Autor freut sich über Kritik, Fragen, Anregungen oder Kommentare.

Kontakt: Philippe Wampfler, Ahornstr. 27a, CH-8051 Zürich

E-Mail: wampfler@schulesocialmedia.com /

Internet: <http://philippe-wampfler.ch>

Das digitale Zusatzmaterial finden Sie unter:

<http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

2., durchgesehene Auflage

© 2019, 2014, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Fiorella Linder

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-70278-0

Inhalt

Statt eines Vorworts: <i>Selfies at Funerals</i>	7
1. Einleitung	11
1.1 Medienwandel in der historischen Perspektive	13
1.2 Digitale Kommunikation und Social Media	18
1.3 Generation »Social Media«	20
1.4 Stolpersteine der Medienkritik	28
1.5 Digitale Kluft	35
1.6 Die Absicht dieses Buches	37
 Intermezzo I: Eine Liebeserklärung an die Däumlinge	 39
2. Körper und Geist	43
2.1 Wie Medien auf den Menschen einwirken	45
2.2 Wohlbefinden und Social Media	47
2.3 Aufmerksamkeit und Ablenkung	49
2.4 Das Versprechen der Hirnforschung	51
2.5 Gedächtnis	54
2.6 Beeinflussung der Schlafqualität	60
2.7 Sexualität	61
2.8 Körperkontakt	65
2.9 Social-Media-Sucht	66
2.10 Körperliche Gesundheit	68
2.11 Essstörungen	70
2.12 Schulische Leistungsfähigkeit	74
 Intermezzo II: Wie neue Praktiken entstehen	 75

3. Beziehungen	78
3.1 Digitale Nachbarschaft	80
3.2 Beziehungen Jugendlicher untersuchen	83
3.3 Wie Jugendliche Social Media zur Beziehungspflege nutzen	85
3.4 Social Media medialisieren Beziehungen	87
3.5 Machen Social Media einsam?	89
3.6 Liebesbeziehungen	93
3.7 Freundschaft	95
3.8 Privatsphäre und Datenschutz	103
3.9 Oberflächlichkeit und Narzissmus	107
3.10 Parasoziale Interaktion	109
3.11 Die Angst, etwas zu verpassen – <i>Fear of Missing Out</i>	111
3.12 Die Konsensillusion	113
3.13 Geschlechterrollen und Social Media	115
 Intermezzo III: Japan als Beispiel	 119
4. Wie aus Neuen Medien ein neues Lernen entsteht	121
4.1 Veränderte Arbeitsplätze und Lebenswelten	124
4.2 Social Media als professionelles Hilfsmittel in der Schule	126
4.3 Kompetenzen und Herausforderungen	129
4.4 Das Ende der Didaktik	133
4.5 Bedingungen für kollaboratives und individuelles Lernen	136
 Intermezzo IV: Überwachung als Bedrohung und Versuchung	 141
5. Was tun?	144
6. Materialien	147
6.1 Smartphone-Etikette für Jugendliche	147
6.2 Leistungsbeurteilung für Arbeiten mit Social Media	149
6.3 Aufbau eines Persönlichen Lernnetzwerks	150
6.4 Sichere Passwörter wählen	150
6.5 Fake-Profilen erkennen auf Social Media	151
6.6 <i>Fear of Missing Out</i> – Diagnose	153
7. Literatur	154

Statt eines Vorworts: *Selfies at Funerals*

Eine junge Frau hat ihr eigenes Porträt aufgenommen. »Love my hair today. Hate why I'm dressed up #funeral«, schreibt sie dazu; sie möge also ihre Frisur, sei aber unglücklich darüber, weshalb sie sich aufbrezeln musste: Für eine Bestattung nämlich. Auf der Seite *selfiesatfunerals.tumblr.com* hat der Journalist Jason Feifer im Herbst 2013 eine ganze Serie solcher Selfies gesammelt. Damit sind digitale Selbstporträts gemeint, welche auf bildbasierten sozialen Netzwerken wie Instagram oder Snapchat zum Alltag Jugendlicher gehören, offenbar selbst auf Beerdigungen.

Wie Erwachsene darauf reagieren würden, dass Jugendliche sich auf Trauerfeiern selbst inszenieren, war absehbar: Empört wurde das Verhalten von Kommentierenden als zutiefst narzisstisch und pietätlos eingeschätzt. Die Verfügbarkeit von Smartphones habe dazu geführt, dass nicht einmal mehr Trauer zu einer tröstenden Verbindung von Menschen führe, sondern Jugendliche selbst in diesem Zustand in ihrer Selbstbespiegelung isoliere.

Diese vorschnelle Verurteilung der Mediennutzung Jugendlicher ist symptomatisch für das medienpädagogische Nachdenken unter Erwachsenen. Weil die digitalen Informationsströme eine vertraute Welt der Verarbeitung von Nachrichten in wenigen Jahren auf den Kopf gestellt haben, wird oft vorschnell angenommen, die Auswirkungen müssten verheerend sein. Die Unsicherheit über die Bedeutung der Veränderungen wird bei Jugendlichen besonders deutlich, weil sie einerseits gern provozieren, andererseits aber neue Chancen rascher und radikaler wahrnehmen, als Erwachsene das können und wollen.

Dieses Buch versucht eine gewisse Distanz einzunehmen, aus welcher es leichter fällt, Zusammenhänge zwischen Sachverhalten zu erkennen. Wer sich ein Urteil über Jugendliche anmaßt, sollte etablierte und akzeptierte Verhaltensweisen ebenso prüfen, die Praxis junger Menschen wirklich verstehen und auf solide wissenschaftliche Daten zurückgreifen. Dann ergeben sich aufschlussreiche Erkenntnisse, die wertvoller sind als die Beobachtungen und Urteile des Alltags.

Betrachtet man die Beerdigungselfies aus dieser Perspektive, kann man zunächst einfach festhalten, dass Menschen einen individuellen Zugang zum



Abbildung 1: Selfie

Trauern haben. Es gibt zwar gesellschaftliche Normen dafür, die jedoch oft gerade in Trauerphasen wenig Rückhalt bieten. Zudem sind diese Normen ebenso fragwürdig wie das digitale Selbstporträt: Warum ziehen sich viele schön an, wenn es doch um die Toten gehen soll? Warum schlagen sie sich den Bauch voll und trinken mittags Alkohol, wenn in Würde von einem geliebten Menschen Abschied genommen werden soll? Man könnte Webseiten mit Bildern von Trauergästen füllen, die sich bei Bestattungen betrinken oder ihre Krawat-

ten mit Häppchensauce bekleckern. Weil Jugendliche sich nicht wie Erwachsene verhalten, sind sie kritischeren Blicken ausgesetzt.

Selfies sind, so kann man annehmen, knappe Tagebucheinträge, die sich an ein limitiertes Publikum richten. Die junge Frau könnte sagen: »Schaut mal her, mir ist was Trauriges passiert, ich muss zu einer Trauerfeier. So sehe ich aus.« Damit dokumentiert sie ihren Tag, sie kann später darauf zurückgreifen, sieht sich selbst ins Gesicht und kann Erinnerungen abrufen. Für einen Tagebucheintrag über ein Begräbnis würden wir niemandem einen Vorwurf machen. Wir würden ihn nicht einmal lesen und ihn schon gar nicht auf Blogs zitieren und verbreiten.

Hinzu kommt, dass Selfies nicht ausschließlich einzelne Menschen zeigen. Seit 2014 dokumentieren Prominente Erlebnisse mit Selfies. Darauf sind – wie auf vielen Selfies von Jugendlichen – meist mehrere Personen zu sehen. Aus dem Selbstporträt wird oft ein Gruppenbild und die Praxis rückt weit weg von einer narzisstischen Ich-Bezogenheit.

Jugendlichen werden mit der Aufgabe, eine eigene Identität zu finden und ein Beziehungsnetz zu knüpfen, oft allein gelassen. Wird zu sichtbar, welcher Methoden sie sich bedienen, müssen sie mit Spott und Ablehnung von Erwachsenen rechnen, die oft nicht einmal zu verstehen versuchen, was hier abläuft. Erst später adaptieren auch Erwachsene diese Kommunikationsmittel.

Im Projekt *Selficity* wurden die Selfies mehrerer Metropolen untersucht. Wesentliche Erkenntnisse waren, dass Selfies weniger häufig gemacht werden, als gemeinhin angenommen (nur 4 % aller analysierten Bilder waren Selfies), dass sie hauptsächlich von jungen Menschen und vornehmlich von Frauen stammen, die zudem auffälligere Posen einnahmen als Männer. Das Projekt verdeutlichte zudem, dass Menschen in Bangkok auf Selfies deutlich häufiger lächelten als in Moskau (Manovich, 2014).

Geht man von der quantitativen Untersuchung zur Interpretation über, so kann man in Jenna Bragers Essay *Selfie Control* nachlesen, dass Selfies wohl nicht zufällig in dem Moment populär werden, in dem Überwachung sowohl durch die Smartphones unserer Mitmenschen als auch durch Geheimdienste zu einem globalen und omnipräsenten Phänomen werden. Selfies ermöglichen in einer »lähmenden Landschaft zwischen visueller Übersättigung und Leere fatale Verhandlungen zwischen zu starker Sichtbarkeit und Verschwinden, zwischen Selbstrepräsentation und Vereinnahmung« (Brager, 2014, übersetzt von Ph. W.). In ihnen kommen die Beobachtenden und die Beobachteten zur Deckung.

Betrachten wir Selfies als eine Art Höhepunkt des fotografischen Einverständnisses über den verschlauften Blick (der Fotograf ist das Subjekt und Objekt), können wir rechtliche Überlegungen verabschieden und verschiedene Analysen von Einverständnis und Wahrnehmung befragen – wer darf beispielsweise kein Selfie aufnehmen und was bedeutet das für die Lebensbedingungen dieser Personen. (Brager meint Strafgefangene, denen in den USA Fotografien oft nicht gestattet sind, Anmerkung Ph. W.) (ebd.)

Social Media sind im Moment ein Sammelsurium von medialen Handlungen, für die es kaum einen Kodex oder eine klare Norm gibt. So entwickeln sich Verhaltensweisen, die auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, letztlich aber eine bestimmte Funktion haben. Diese kann nur erkannt werden, wenn Prozesse und Daten klar erfasst und beschrieben werden können. Das vorliegende Buch hilft dabei, verfügbare Erkenntnisse zur Verwendung von Social Media und ihrer Einflüsse zu überblicken. Eine vorschnelle Ablehnung und Verurteilung von Modeströmungen unter Jugendlichen steht dabei nicht im Vordergrund, es geht vielmehr darum, Verständnis für die Perspektive der Jugendlichen zu wecken. Wie ihre erwachsenen Mitmenschen leben sie in einer schnellen Welt, die viele Erwartungen und komplexe Möglichkeiten bereithält.

1. Einleitung

Wir haben die Tendenz, die Auswirkungen von Technologie kurzfristig zu überschätzen, sie aber langfristig zu unterschätzen.
Amaras Gesetz nach Roy Amara (1925–2007)

Wer Jugendliche dabei beobachtet, wie sie über ihre Geräte gebeugt Nachrichten eingeben, von ihren Mitmenschen durch die Musik in ihren Kopfhörern abgeschottet, erinnert sich schnell an die Schlagzeilen, die uns in regelmäßigen Abständen in einer breiten Palette von Publikationen verkünden, Neue Medien machten uns dumm, wütend, unglücklich und einsam. Dass dies Jugendliche in besonderem Maße betrifft, fällt nicht schwer zu glauben. Ihr Rückzug in die sozialen Netzwerke, in denen ständiges Geplauder jede vertiefte Beschäftigung mit Kultur oder Wissenschaft zu verhindern scheint, gibt Anlass zu düsteren Zukunftsprognosen.

Gleichzeitig sind Social Media auch Hoffnungsträger: Sie ermöglichen es, eine Ordnung in das unüberschaubare Meer von Informationen zu bringen, in dem die Internet-User schwimmen. Wissen ist aus erster Hand abrufbar und bearbeitbar: Hier sollten gerade Jugendliche Mittel und Wege finden, sich zu bilden; abseits von etablierten Strukturen, die schwerfällig sind und an Traditionen kleben. Und auch solche Geschichten füllen die Zeitungen, die wir immer häufiger selbst mit dem Smartphone abrufen: Wir lesen von sechzehnjährigen Hochbegabten, welche die Informationen im Netz genutzt haben, um die Medizin oder die Physik voranzubringen, und betrachten Youtube-Videos, in denen kreative Jugendliche neue Ideen ohne die Hilfe Erwachsener erproben und umsetzen.

Was stimmt? Schaden digitale Medien der Generation, die damit aufwächst, oder ermöglichen sie ihr Leistungen, die bisher nicht denkbar waren? Wer Erwachsenen zuhört, die über diese Fragen sprechen, wird meist mit bedrohlichen Wahrnehmungen konfrontiert, wie die folgenden Stichworte aus einer kleinen Umfrage zeigen, welche die Konzeption dieses Buches begleitet hat:

Kopplung von Selbstwertgefühlen mit Social-Media-Präsenz; Depression – Kontrollverlust des Gefühlshaushalts durch Dauerpräsenz der Außenwelt – Wann kommt der Punkt, an dem Jugendliche lieber reale Erfahrungen machen statt virtuelle? »Willst du mit mir gehen?«, Küssen, Konflikte austragen etc. – Aufnahmefähigkeit, Fähigkeit, sich im Informationsdschungel zurecht zu finden. Konzentration. Auswirkungen auf die eigene Analysefähigkeit und Meinungsbildung – Auswirkungen im Familienleben, beim gemeinsamen Essen, Einkaufen, Film Schauen. Wie bringen sie ihre Eltern dazu, die geteilte Präsenz und Aufmerksamkeit zu akzeptieren oder so ... – Wie gehen sie mit dem dauernden Druck um, nichts Falsches auf FB hochzuladen? Mit der Angst, dass Fotos oder Texte gegen einen verwendet werden könnten? – Das »Nicht-da-Sein«, sondern dort, respektive hier [auf Facebook] – Frag mich schon lange, wie Babys wohl reagieren, wenn ihre Mütter und Väter ständig ins Display gucken statt in ihre Augen. (Facebook, 14. Oktober 2013, Kommentare mit leicht angepasster Rechtschreibung)

Es gibt auch Stimmen, die darauf hinweisen, Social Media führten zu einer »Erweiterung der Ausdrucksmöglichkeiten, Verfeinerung von Annäherungsversuchen«, doch die gehen unter in einem Chor, der pessimistische Töne anschlägt.

Dieses Buch will diese Wahrnehmungen prüfen und die Frage nach den Auswirkungen von Social Media in einem nüchternen Licht betrachten. Roy Amara, ein amerikanischer Zukunftswissenschaftler, hat das Gesetz formuliert, das als Motto über diesem Abschnitt steht. Es ist als Ausgangspunkt hilfreich, um zu verdeutlichen, dass der Blick auf Technologie oft getrübt ist und es entscheidend ist, klar zu sehen. Zwei Verzerrungen werden deshalb vermieden: Einerseits die nostalgische Vorstellung, welche die Zeit ohne virtuelle Vernetzung als eine ruhigere, weniger oberflächliche präsentiert, in der Menschen sich in gehaltvollen Gesprächen ausgetauscht haben; andererseits die zweckoptimistische Haltung, deren technologische Versprechen oft im Marketing von Firmen begründet sind, die den Menschen jedes Jahr neue Geräte verkaufen und sie mit neuer Software ausstatten müssen. Im Mittelpunkt steht die Frage, was über Einflüsse des digitalen Wandels auf Jugendliche bekannt ist und wo lediglich reine Befürchtungen oder allenfalls Vermutungen beginnen?

Der Blick auf die Jugend ist dabei von besonderer Bedeutung, wie ein Zitat von Matthew Diamond, einem Fernsehproduzenten, zeigt:

Gewohnheiten werden bis zum Alter von 20 Jahren geprägt. Die gesamte Generation erfährt gerade eine völlig neue Konditionierung in ihrer Medienutzung. (zitiert nach Fichter, 2013)

Social Media stehen bei dieser Konditionierung im Mittelpunkt. Digitale Empfehlungen von Freundinnen und Freunden ersetzen immer mehr Vermittlungen durch Massenmedien oder Werbung. Welche Konsequenzen hat das?

Dieser Frage sind die Kapitel zwei und drei gewidmet: Zunächst werden wissenschaftliche Ergebnisse und Überlegungen von Expertinnen und Experten zu den Auswirkungen digitaler Kommunikation auf den Körper und den Geist von Jugendlichen zusammengefasst, dann die Frage diskutiert, wie sich das Zusammenleben der Generation »Social Media« im Vergleich mit ihren Eltern verändert.

In einem vierten Teil werden pädagogische Reaktionen auf diese Veränderungen präsentiert: Wie können Lehrpersonen und Eltern in einem neuen medialen Umfeld angemessen mit Jugendlichen zusammenarbeiten?

Ziel dieses Buches ist es, zum Dialog mit Jugendlichen einzuladen und ihre Praktiken in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Wer sich nicht mit vereinfachten Darstellungen zufrieden gibt, wird erkennen, dass auch scheinbar sinnlose mediale Tätigkeiten für Jugendliche eine Funktion haben – und diese Funktion erst in einem zweiten Schritt bewertet werden kann. Selbstverständlich tun Jugendliche nicht nur Dinge, die ihnen guttun: Das gilt für ihren Umgang mit Medien wie für andere Bereiche ihres Lebens. Aber vor der Beurteilung sollte eine genaue Auseinandersetzung mit den Auswirkungen von Kommunikationsverhalten stehen. Dies ermöglicht die Lektüre so, wie das Michèle Binswanger in der Reflexion einer Mutter auf die medialen Gewohnheiten ihrer Töchter im Teenager-Alter entworfen hat:

Das Spiel verändert sich von Generation zu Generation, die Spieler bleiben dieselben. Auch wir waren narzisstische, fiese, wütende, verunsicherte und geile Teenager und hielten uns für den Mittelpunkt der Welt. Auch wir mussten lernen, uns in die vorhandenen Strukturen einzufügen. Und wir taten es genau gleich wie die Kids von heute: zuschauen, ausprobieren, schauen, wohin es führt. (Binswanger, 2013)

1.1 Medienwandel in der historischen Perspektive

Wenn wir lesen, denkt ein Anderer für uns: wir wiederholen bloß seinen mentalen Proceß. Es ist damit, wie wenn beim Schreibenlernen der Schüler die vom Lehrer mit Bleistift geschriebenen Züge mit der Feder nachzieht. Demnach ist beim Lesen die Arbeit des Denkens uns zum größten Theile abgenommen. (Schopenhauer, 1851, § 291)

Schopenhauers Kritik an der Lektüre belustigt im 21. Jahrhundert: Dieselben Argumente, die gegen die Nutzung Neuer Medien angeführt werden, wurden im 19. Jahrhundert gegen das Lesen von Büchern vorgebracht. So wird deutlich, dass der Wandel von analogen Medien zu digitalen nur eine von vielen medialen Umwälzungen in der Kulturgeschichte ist. Diese Übergänge führen zu zusätzlichen und veränderten Zugängen zu Information – und damit zu Wissen. Das hat gesellschaftliche Konsequenzen: Hierarchien ergeben sich über die Teilhabe an Wissen (oder den Ausschluss davon) und über die Möglichkeit, auf bestimmte Arten zu kommunizieren. Ilana Gershon weist darauf hin, dass neue Kommunikationstechnologie stets von Behauptungen begleitet werde, soziale Beziehungen würden sich dadurch fundamental ändern (2010, S. 52 f.).

Einige Beispiele sollen verdeutlichen, wie Medienwandelprozesse, die wir aus der Distanz klarer beurteilen können, in der zeitgenössischen Diskussion wahrgenommen worden sind. Die Debatte über die Lesesucht hat Albrecht Koschorke in einer *Mediologie des 18. Jahrhunderts* ausführlich dargestellt (2003, S. 397 ff.). Das Problem definiert ein Wörterbuch von 1809 wie folgt:

Lesesucht, die Sucht, d. h. die unmäßige, unregelte und auf Kosten anderer nöthiger Beschäftigungen befriedigte Begierde zu lesen, sich durch Bücherlesen zu vergnügen. (zitiert nach König, 1977)

Betroffen von der Kritik sind erstens also Gruppen wie Frauen oder Jugendliche, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erstmals die Möglichkeit erhalten, Bücher zu lesen. Sie befinden sich, so ein Kritiker, an einem sozialen Ort,

[...] wo der Mensch so wenig in sich, sondern stets außer sich zu existieren gewohnt ist, wo er so wenig durch sich selbst ist und alles durch andere, durch den Gebrauch äußerlicher Werkzeuge zu werden suchen muss, wo er folglich nur selten sich selbst genug sein kann, wo er einen großen Teil seiner moralischen, ja man kann dreist behaupten, auch seiner physischen Freiheit, Preis giebt und dennoch hinter seinem, oft ganz chimärischen Ziele, weit zurückbleibt. (Bauer, zitiert nach Koschorke, 2003, S. 400)

Damit bringt die Kritik zweitens einen digitalen Dualismus ins Spiel, also die Vorstellung, es gäbe neben der physischen Welt eine imaginäre virtuelle, die zwar nicht echt ist, aber dennoch negative Auswirkungen auf das Leben in der echten Welt haben kann: Indem sie zum Beispiel moralische Haltungen angreift.

Ein dritter wesentlicher Aspekt der Lesesucht-Debatte ist ein vager und tendenziöser Suchtbegriff, mit dem veränderte mediale Gewohnheiten abgewer-

tet und als schädlich bezeichnet werden können. Seit dem 19. Jahrhundert hat sich der Suchtbegriff stetig ausgeweitet. Er ist zu einem Kampfbegriff geworden, mit dem missliebige Praktiken pathologisiert und als schädlich markiert werden können. Davon sind besonders Randgruppen betroffen, die den Diskurs über ein gesundes Leben nicht zu prägen vermögen: also auch Jugendliche (Boyd, 2014, Pos. 1320 ff.).

Rund hundert Jahre später betrifft eine ähnliche Debatte den Umgang mit dem Kino. Zur Frage, ob Film ein sinnvolles Medium für den Unterricht sei, äußert sich Robert Gaupp wie folgt:

Wir leben ja in einer Zeit nervöser Hast und Vielgeschäftigkeit, in der von allen Seiten die mannigfaltigsten äußeren Reize auf die jungen Seelen einströmen, in der die Jugend so leicht blasiert wird; sollen wir da eine Belehrungsform gutheißen, bei der nur ein flüchtiges oberflächliches Erfassen, ein passives Hinnehmen und ein halbes Verstehen des Gebotenen stattfindet? Die pädagogische Erfahrung lehrt uns, dass wenig sehen, aber das Gesehene geistig tief verarbeiten, beim Erfassen der Außenwelt aktiv mitwirken, gründliche und willenskräftige Menschen schafft. Aus ruhiger eindringlicher Beobachtung erwächst das selbständige und schöpferische Denken. Zu all dem aber gehört Zeit und immer wieder Zeit. Der Kino hat aber keine Zeit, Bild drängt sich an Bild; die Nummer folgt der Nummer. (Gaupp, 1912, S. 7)

Gaupps Kritik wird von Neil Postman aufgegriffen: In seinem erfolgreichen Buch *Wir amüsieren uns zu Tode* von 1984 hält er fest, die durchschnittliche Einstellung im Fernsehen sei 3,5 Sekunden lang, »das Auge ruht nie, hat immer etwas Neues zu sehen« (Postman, 1985, S. 86). Generell sei Fernsehen oberflächlich und könne als Medium nur unterhalten, »Bildung, Reflexion oder Katharsis« würden verunmöglicht (ebd., S. 88).

Diese Kritik an der Geschwindigkeit neuer Medien ist ein Topos, den Anaïs Nin in einem Tagebucheintrag vom Mai 1946 in Bezug auf die Möglichkeit, mit Radio und Telefon zwischenmenschliche Verbindungen aufrechtzuerhalten, eindringlich auf den Punkt bringt:

Das Geheimnis eines erfüllten Lebens liegt darin, zu leben und mit anderen so zu leben, als seien sie morgen nicht mehr da, als sei man selbst morgen nicht mehr da. Dann gibt es nicht mehr das Laster, Dinge aufzuschieben, die Sünde, etwas zu verzögern, das verpasste Gespräch, die fehlende Gemeinschaft. Diese Erkenntnis machte mich gegenüber allen Menschen aufgeschlossener; gegenüber allen Begegnungen, die den Keim von Inten-

sität enthalten, der oft leichtfertig übersehen wird. Dieses Gefühl stellt sich immer seltener ein und wird durch unseren gehetzten und oberflächlichen Lebensrhythmus mit jedem Tag seltener, in einer Zeit, in der wir glauben, mit viel mehr Menschen in Verbindung zu sein, mit mehr Völkern, mit mehr Ländern. Diese Illusion kann uns daran hindern, mit dem Menschen, der uns wirklich nahe ist, eine aufrichtige Beziehung einzugehen. Die bedrohliche Zeit, in der mechanische Stimmen, Radio und Telefon, an die Stelle menschlicher Beziehungen treten, und die Absicht, mit Millionen in Verbindung zu sein, schafft eine zunehmende Verarmung von Vertrautheit und Menschlichkeit. (Nin, 1971, S. 205 f.)

Einzugestehen, dass die Medienkritik des 21. Jahrhunderts Argumente wiederholt, die regelmäßig vorgebracht wurden, wenn sich Verschiebungen im Fluss und der Zugänglichkeit von Informationen ergeben, heißt nicht, dass diese Argumente falsch wären. Die von Gaupp, Postman und Nin festgestellte Beschleunigung des Lebens und der Bilder ist messbar und wirkt sich auf das menschliche Leben aus. Aber die Beurteilung dieser Auswirkung kann erst erfolgen, wenn sie präzise beschrieben und in einen größeren Kontext eingeordnet werden kann. Die historische Perspektive zeigt auf, dass Medienwandel zu wenig gehaltvollen Reflexen führt, die von Ängsten und Abwehrhaltungen ausgelöst werden.

Dabei wird ausgeblendet, dass Menschen immer wieder Mittel gefunden haben, um der Überforderung durch die gesteigerte Verfügbarkeit von Informationen Herr zu werden. Spricht Postman von der Oberflächlichkeit der Inhalte am Fernsehen, so wurde er durch die Entwicklung anspruchsvoller Autorensereien, die im 21. Jahrhundert in den USA und in Europa entstehen, Lügen gestraft. Sie verdanken ihren Ursprung einerseits wirtschaftlichen Entwicklungen der privaten Sender in den USA, andererseits neuen technischen Gegebenheiten: Die breite Verfügbarkeit von Aufnahmegeäten erlaubte Regisseuren und Drehbuchautoren Feinheiten in Fernsehproduktionen einzubauen, die nur beim mehrmaligen Sehen erkennbar sind.

Ann M. Blair hat in *Too Much to Know* einen ähnlichen Mechanismus untersucht. In ihrem Buch befasst sie sich mit der Frage, wie Informationen in wissenschaftlichen Büchern zwischen 1500 und 1700 zugänglich gemacht wurden. Ausgangspunkt sind die Befürchtungen Intellektueller, durch die Bücherflut einen Rückschritt in der Entwicklung zu erleiden. Leibniz schreibt etwa:

[...] diese schreckliche Masse von Büchern, die ständig wächst, wird von der unbestimmten Vielfalt von Autoren dem Risiko des allgemeinen Vergessens ausgesetzt. Es droht eine Rückkehr in die Barbarei. (Leibniz, 1680)